Literatur der Volkskunde

Thomas Schindler: Handwerkszeug und bäuerliches Arbeitsgerät in Franken

Bestandskatalog des Fränkischen Freilandmuseums Bad Windsheim (= Kataloge und Schriften des Fränkischen Freilandmuseums in Bad Windsheim, Bd. 74). Bad Windsheim: Verlag Fränkisches Freilandmuseum Bad Windsheim 2015, 1159 Seiten, 1420 Abb., Anhang mit Ortsregister und Literaturverzeichnis).

Nimmt man das großkalibrige Buch zur Hand, wird man mit einer Reihe von Superlativen konfrontiert: überformativ, schwergewichtig, seitenstark und, vor allem, inhaltsschwer. Thomas Schindler, seit 2012 erst im Freilandmuseum Bad Windsheim tätig, vorher u. a. wie der Rezensent auch im Schwäbischen Volkskundemuseum Oberschönefeld beschäftigt, hat es gewagt, dem Bestand an den bäuerlichen und handwerklichen Werkzeugen und Arbeitsgeräten des Museums wissenschaftlich und kulturgeschichtlich zu Leibe zu rücken. Ein Wagnis deshalb, weil es galt, aus einem Fundus von Zigtausenden von Werkzeugen und Geräten 1.365 auszuwählen und katalogmäßig zu bearbeiten, wobei hiermit gleich vorweg einem möglichen Missverständnis begegnet wird: Der im Untertitel des Buches eventuell suggerierte und erwartete (Gesamt-)Bestand des gerätekundlichen Sammelgutes des Museums reduziert sich auf die genannte Zahl ausgewählter Gegenstände. Ein gedruckter Gesamtbestandskatalog aller Gerätschaften eines Museum ist ohnehin Illusion und niemals erreichbar.

Der Bestandskatalog umfasst Werkzeuge und Geräte überwiegend aus Mittelfranken und Teilen Unter- und Oberfrankens mit der Schwerpunktzeit 1920 bis 1960. Im Gegensatz zu Siuts[1] und Hansen[2] in jeweils alphabetischer Reihenfolge, gliedern sich die zwei großen Themensegmente, Werkzeuggruppen und Gerätebereiche, d. h. die einzelnen Berufe und Tätigkeiten, in *Handwerkszeug* (41 Handwerksberufe) und

1 Hinrich Siuts: Bäuerliche und handwerkliche Arbeitsgeräte in Westfalen. Die alten Geräte der Landwirtschaft und des Landhandwerks 1890–1930 (=Schriften der Volkskundlichen Kommission für Westfalen 26). Münster 1982.

2 Wilhelm Hansen: Hauswesen und Tagewerk im alten Lippe. Ländliches Leben in vorindustrieller Zeit (=Schriften der Volkskundlichen Kommission für Westfalen, 27). Münster 1982.

landwirtschaftlich-bäuerliche Arbeitsgeräte einschließlich der Geräte der ländlichen Nebenerwerbs- und handwerksähnlichen Berufe (16 Tätigkeiten) und werden nach einheitlichem und strikt durchgehaltenem Muster vorgestellt. Ansonsten weitgehend an Siuts orientiert und beginnend mit ganzseitigen (alt-)historischen Farbabbildungen mit Arbeits- und Gerätedarstellungen folgen dem Werkzeug- oder Gerätefoto und dem gleichbleibenden Kopf (mit Inventarnummer, Bezeichnung, Herkunft, Datierung, Material, Technik, Maßen) formtypologische, kulturgeschichtliche und technologische Beschreibungen, thematisch und funktional an idealtypischen Objekten praktiziert und »anhand von Typenvertretern übersichtlich in lexikalischer Form« präsentiert, die höchsten wissenschaftlichen Ansprüchen genügen und deren vorangegangener Rechercheaufwand nicht hoch genug eingeschätzt werden kann.

Sogleich weiß man sich an die großen Handbücher zur gerätekundlichen Sachkultur von Hansen und Siuts erinnert, seit 35 Jahren unentbehrliche Nachschlagwerke jeden Gerätekundlers. Schon beim erstmaligen flüchtigen Durchblättern wird man von der Fülle der überwältigenden und in gedrängter Form gebotenen Informationen, der Vielzahl der perfekt wiedergegebenen Bilder und dem Inhalt der umfangreichen profunden wissenschaftlichen Texte dazu geradezu erschlagen. Nicht nur der Wissenschaftler und der Museumsmann profitieren, dem interessierten Laien, der Allgemeinheit wird durch die Präsentation einer wissenschaftlichen Inventarisation im Verbund mit einer volkskundlichen Dokumentation eines ansehnlichen Teils (1.365 Geräte) der gesamtgerätekundlichen Sammlung (50.000 Objekte) des Museums ein intimer Einblick in die für jedes Gerät abgelegte (inzwischen digitale) Karteikarte gewährt, sozusagen ein Blick hinter die ansonsten geheimnisvollen Kulissen des Museumsbetriebs.

Gliederung und Aufbau des Katalogwerks folgen mit Ausnahme der Grobunterscheidung von Handwerk und Landwirtschaft – diktiert von der Willkürlichkeit des gewählten alphabetischen Ordnungsschemas – nicht den üblichen und allgemein anerkannten Regeln der Gerätesystematik, wobei in dieser Hinsicht eine Annäherung an Siuts (obgleich der Arbeitstitel des Unternehmens seinen Namen trägt) nicht erkennbar ist. Anders als der Rezensent, der sich in seinen mehr als bescheidenen Arbeiten[3] aus guten Gründen für die Gerätesystematik Jacobeit/Quietzsch (spätere bayerische Variante: Gebhard/Sperber) entschieden hat, die auch Grundlage für die fast identische systematische Erfassung und

Inventarisierung landwirtschaftlicher Arbeitsgeräte der »Société International d'Ethnologie et de Folklore« (SIEF) geworden ist.[4] Übrigens: eine zutiefst akademische Frage, die den Normalleser nicht im Geringsten interessiert. In allem weiteren sonstigen Vorgehen ist die Berufung auf den Altmeister Siuts wohl berechtigt und vollauf gerechtfertigt.

Die Werkzeuge und Geräte von 41 Handwerksberufen und 16 landwirtschaftlichen Tätigkeiten sind quantitativ im Einzelnen nicht gleichmäßig umfangreich behandelt. Während einige nur mit sehr wenigen Gegenständen und Abbildungen (Handschuhmacher, Schleifer je 1; Seifensieder 2; Dachdecker, Gerber, Schindler je 3) aufwarten können, protzen andere mit stattlichen Zahlen (Schlosser, Zimmermann, Ackerbau, Winzer, Imker, Viehhaltung 36–46; Küfner, Riemer, Sattler, Schmied, Schreiner, Schuster, Spengler, Wagner 52–75), was allerdings nicht dazu verleiten sollte, eine unzulässige Rangfolge in der Bedeutung und Wertschätzung dieser Berufs- und Arbeitstätigkeiten abzuleiten. Vielmehr wäre zu hinterfragen, ob es sich bei den erstgenannten Bereichen um reine Sammlungszufallsprodukte oder ein Manko des gezielten Sammelns handeln könnte.

Geteilter Meinung kann man auch sein, ob, wenn die bei den landwirtschaftlichen Geräten aufscheinenden Rechenmacher und Korbmacher dem ländlichen Nebenerwerb zugerechnet werden, dies nicht auch für die bei den Handwerksberufen aufgeführten Besenbinder, Holzschuhmacher und Schindelmacher zutrifft (oder auch umgekehrt).

Wahre Freude verbreiten die zusätzlich in den laufenden Text eingestreuten historischen Darstellungen von Geräten und Werkzeugen im Arbeitseinsatz, weil sie helfen, form- und funktionstypologische sowie alltags- und kulturgeschichtliche Zusammenhänge besser verstehen zu lernen. Insgesamt enthält der Katalog 88 alte historische Abbildungen, dazu viele aus neuerer Zeit des 19./20. Jahrhunderts. Allerhöchste Anerkennung aber verdienen und in dieser Art einzigartig sind die geradezu verschwenderisch angegebenen Literaturhinweise zu den einzelnen

3 Helmut Sperber: Gerätesammlung Alfred Zwink im Freilichtmuseum des Bezirks Oberbayern an der Glentleiten (=Schriften des Freilichtmuseums des Bezirks Oberbayern 5–7.). Großweil bei Murnau 1979. – Torsten Gebhard, Helmut Sperber: Alte bäuerliche Geräte aus Süddeutschland. München, Bern, Wien 1978.

4 Helmut Sperber: Gerätesystematik im Freilichtmuseum an der Glentleiten. In: FrKrBl. des Freundeskreises Freilichtmuseum Südbayern 16 (Großweil Dez. 1982), S. 60 f.

Geräten im Text, die im Anhang (S. 1128–1159, 640 Titel) dankenswerterweise jeweils mit allen bibliographischen Angaben aufgeführt sind und dem Leser das Studium merklich zeitsparend erleichtern. Erfreulicherweise ist dort auch der Rezensent reichlich bedacht worden (auch wenn er seinen Glentleiten-Zwink-Katalog, von Waldemer im Geleitwort erwähnt, vermißt).

Frankenland ist Dürerland, dessen genialem Künstler wir unzählige Zeichnungen mit Bauten mit steilen, extrem hohen, natürlich strohgedeckten Dächern zu verdanken haben. Deshalb darf man erstaunt sein, warum zwar der (*Ziegel-*)Dachdecker (immerhin mit 3 Geräten vertreten), nicht aber der ehedem in fast jedem Dorf angesiedelte *Stroh*dachdecker mit seinen äußerst ausgefallenen und einfallsreichen und unverwechselbaren Werkzeugen (wie Dachdeckerleiter, -stuhl, Schlag- und Klopfbrett, Deckhaken und -rechen) Eingang in den Katalog gefunden hat. Der an die bayerischen Museen gerichtete Appell Gebhards[5] vor fünfzig Jahren, die letzten Sachzeugnisse dieser Art noch einzusammeln, ist offensichtlich ungenutzt verhallt.

Ebenso ist das ländliche Transportwesen als eigenständiges Kapitel offensichtlich vernachlässigt worden. Versprengt und aufgeteilt finden sich in den einzelnen landwirtschaftlichen Untergruppen einige Landfahrzeuge (Leiter-, Kasten-, Winzerwägen) und Tragegeräte (Bütten, Pflücke-, Huckel-, Spankörbe), dazu ein Odelfaß und ein Fischerkahn. Weit und breit keine Winter- und Sommerschlitten (Schleipfen), kein Gäuwagerl, keine Schubkarren und Radltruhen, keine Schnapsfaßln, Lagln (besonders Fischlagln aus dem Aischgrund) und Püttriche im riesigen Sammelgut?

Die Aufnahme eines einspaltigen sog. »*Stichwortregisters*« mit 14 (!) Erklärungen von Fachausdrücken in den Anhang, also mehr oder weniger verständlichen, im Text verwendeten Begriffen (wie Physikatsbericht, Regal, Verweser, Zunft), ist zwar dankens- und lobenswert, worauf aber ohne Qualitätsschmälerung des Gesamtwerks hätte getrost verzichtet werden können. Ausführlich dagegen das *Ortsregister*, das immerhin auf 274 Ortsnamen verweist.

Während das genannte »Stichwortregister« dem Namen nach leider irreführend auf die falsche Fährte lockt, weil es eben mitnichten das adäquate Pendant zum liebevoll zusammengestellten Ortsregister

5 Torsten Gebhard: Alte bäuerliche Geräte. München 1969. S. 35.

darstellt, vermißt man außerordentlich schmerzlich ein *Sachregister/Sachverzeichnis/Stichwortverzeichnis* aller behandelten Geräte(namen) mit ihren Fundstellen, um sich ein mühsames Suchen in den einzelnen Objektgruppen zu ersparen. So taucht beispielsweise der Grundhobel (seit Jahrzehnten Lieblingssammelobjekt des Rezensenten, der mehrere Dutzend davon sein Eigen nennt) sowohl beim Mühlenbauer- (S. 317) als auch beim Schreinerhandwerk (S. 543) auf, für den Benutzer nur beim systematischen Durchblättern aufzuspüren. Hansen kommt diesem Bedürfnis selbstverständlich nach (2160 Stichwörter bei 512 Buchseiten), Siuts ebenso (5675 Stichwörter bei 442 Buchseiten). Auch Gebhard (900 Stichwörter bei 191 Buchseiten) und der Rezensent (500 Stichwörter bei 189 Buchseiten) haben sich der Tortur der Erstellung eines Stichwortverzeichnisses nicht entzogen.

Angesichts des breitangelegten, für Bayern exemplarisch absolut notwendigen und längst überfälligen Werks, eines Thesaurus im wahrsten Sinne, und der bewundernswerten Bewältigung einer Mammutaufgabe dieser Größenordnung, an dem eine ganze Riege von Mitarbeitern und -helfern tatkräftig Hand angelegt hat, zählen Unebenheiten, Fragestellungen und Desiderate gering und können vernachlässigt werden. Man wird dem kraft-, zeit- und nervenzehrenden Riesenwerk, erstellt mit bewundernswerter Akribie, wissenschaftlicher Kompetenz, hoher Qualität und fachlicher Breite, allseitige Anerkennung und den Wunsch nach weiter Verbreitung nicht nur in Fachkreisen, trotz der nicht gerade geringen Erstehungskosten, nicht verweigern können.

Als Lektüre dem interessierten *Laien* Gewinn und größeres Verständnis für unser Fach, dem *Fachmann* Pflicht, Vorbild, Anregung und Ansporn in einer Zeit, in der Sachkultur an den Universitäten inzwischen zum Fremdwort geworden ist, und dem »*Schindler*« einen würdigen Platz neben den großen sachkundlichen Handbüchern von Hansen und Siuts in möglichst vielen Bibliotheken!

Helmut Sperber

Ingo Schneider, Martin Sexl (Hg.): Das Unbehagen an der Kultur
Hamburg: Argument Verlag 2015. 270 Seiten

Im September 2014 wurde an der Leopold-Franzens-Universität in Innsbruck »in einem kleinen Kreis renommierter Kolleg*innen« (S. 16) über den Kulturbegriff diskutiert und ein allgemeines »Unbehagen an der Kultur« artikuliert. Um dieses groß dimensionierte Thema zu verhandeln, haben der Kulturwissenschaftler Ingo Schneider und der Komparatist Martin Sexl eine wahrhaft illustre Runde versammelt: Neben den Sozialanthropologen Ulf Hannerz und Chris Hann sowie den Literaturwissenschaftlern Terry Eagleton, Peter V. Zima und Jürgen Wertheimer waren auch die Berliner Professorin für »Diversity Studies« Iman Attia, der Philosoph Wolfgang Fritz Haug und John Storey als Protagonist der britischen Cultural Studies nach Innsbruck eingeladen worden. Die Europäische Ethnologie war, abgesehen von dem Mitorganisator der Tagung Ingo Schneider, durch Wolfgang Kaschuba vertreten.

Das aus den Innsbrucker Redebeiträgen hervorgegangene und im Hamburger Argument Verlag erschienene Buch im Ganzen zu besprechen, ist alles andere als einfach. Zu unterschiedlich sind die disziplinären und theoretischen Ausgangspunkte der einzelnen Beiträge, zu disparat die vorgetragenen Kritikpunkte am Kulturbegriff und die Ideen zu seiner weiteren Konzeptionalisierung. Es empfiehlt sich daher zunächst einmal, die den Band einleitenden sowie abschließenden Überlegungen der beiden Bandherausgeber zu sichten, um die Konzeption der Tagung zu verstehen. Unter dem Titel »Kultur 5.0« konstatieren Schneider und Sexl zu Beginn einen »bis heute ungebremsten Aufstieg« (S. 7) des Kulturbegriffs in divergierenden konzeptionellen Fassungen. Dabei werden zwei Punkte als sehr problematisch angesprochen: Zum einen habe der Kulturbegriff zunehmend das soziale Vokabular von »Gesellschaft«, »Klasse« oder »Milieu« verdrängt und damit Prozesse der »Kulturalisierung« des Sozialen unterstützt, wie sie Wolfgang Kaschuba bereits 1995 thematisiert hat.[1] Zum anderen vermerken die beiden Autoren ein »Auseinanderdriften der Begriffsverwendungen inner- und außerhalb der Wissenschaften« (S. 8). Während »Kultur« in den Geistes- und Sozi-

1 Vgl. Wolfgang Kaschuba: Kulturalismus. Vom Verschwinden des Sozialen im gesellschaftlichen Diskurs. In: Zeitschrift für Volkskunde 91, 1995, S. 27–46.

alwissenschaften längst als offene und prozessuale Praxis verstanden werde, sei sie gleichzeitig als realpolitische Legitimationsformel mit teilweise fatalen Folgen in Umlauf. An dieser Stelle setzen die Beiträge der Innsbrucker Tagung an und greifen erneut die Debatte um die »Ambivalenzen dieses Leitbegriffs« (S. 16) unter aktuellen politischen und sozialen Rahmenbedingungen auf.

In ihrem umfangreichen Abschlussbeitrag versuchen die Herausgeber Schneider und Sexl dann noch einmal, die »kulturalistische Logik« (S. 231) dominanter Verwendungsweisen des Kulturbegriffs einer systematischen Kritik zu unterziehen. Dieser Beitrag bietet auf seinen fast 70 Seiten eine durchgehend fundierte und lesenswerte Auseinandersetzung mit der Geschichte, den theoretischen Varianten und den Problemzonen des Kulturkonzepts, die man durchaus auch als Pflichtlektüre für gehobene Kulturtheorieseminare empfehlen kann. Die Kritik der beiden Autoren zielt auf die – im Sinne von Roland Barthes – »mythisierenden« Effekte des Begriffs, der »sogenannten kulturellen Unterschieden die Aura des Selbstverständlichen und Quasi-Natürlichen verleiht« (S. 225). Wenn von »Kultur« die Rede ist, werden demnach soziale Phänomene und Dynamiken ethnisiert, stillgestellt sowie unter den Vorzeichen von Identität und Differenz interpretiert. Die Idee der »Kultur« diene der »Invisibilisierung von Kontingenz« (S. 229) und impliziert eine oftmals nostalgisch grundierte »Nobilitierung« (S. 231) dessen, was sie bezeichnet. Diskutiert werden hier zwar auch kulturanalytische Ansätze, die in kritischer Absicht vom Prinzip der Differenz und der Differenzierung ausgehen und soziale Praxis aus einer solchen »kulturellen« Perspektive untersuchen; beklagt wird aber vor allem, dass eine solche »Konzeption von Kultur, die ihre Tendenz zur Unterscheidung als positives, kritisches Potenzial ansieht, […] außerhalb der Wissenschaften definitiv nicht angekommen« ist (S. 224). Oder, nochmals anders formuliert: »Innerhalb der mit Kultur und Kulturtheorie befassten Disziplinen zeichnet sich ein Konsens über das analytische, kulturkritische Potenzial eines praxeologischen, akteurszentrierten, prozessorientierten Kulturkonzepts ab, während in weiten Teilen der Welt im Namen eines in die breiten Massen diffundierenden statischen Kulturverständnisses Gewalt legitimiert wird« (S. 225). Die Frage, die sich hier aufdrängt, lautet freilich, ob sich die genannten Wissenschaften in ihrem durchaus etablierten praxeologischen Kulturbegriff beirren lassen sollten, nur weil Kultur im »reale[n] Leben« (S. 213) auch anders verwendet wird. So überzeugen auch die

»Alternativen zum Kulturbegriff« (S. 251), die Schneider und Sexl in einem knappen Abschnitt präsentieren, nur bedingt. Da ist die Rede von »Habitus« (Bourdieu), von »Lebenswelt« (Schütz, Berger/Luckmann, Habermas), von »senso commune« (Gramsci) sowie von prozessorientierten Begriffen, die die »stabilisierende und repräsentationslogische« Semantik von »Kultur« ersetzen sollen. Ob diese Konzepte geeignet sind, die Lücke zwischen akademischen und populären Kulturdiskursen zu verkleinern, kann wohl bezweifelt werden. Gleichzeitig rennen Schneider und Sexl *innerhalb* der Kulturwissenschaften offene Türen ein, angefangen bei ihrer grundsätzlich formulierten Essentialismuskritik bis hin zu ihrem Plädoyer für eine Repolitisierung des Feldes von »Kultur« durch den Verweis auf deren Abhängigkeit »von Arbeits-, Eigentums- und Produktionsverhältnissen wie von Prozessen der Kommodifizierung« (S. 253).

Trotz mancher Redundanzen und Unebenheiten der Argumentation ist es dieser sehr elaborierte Grundsatztext von Ingo Schneider und Martin Sexl, der dem Band seinen programmatischen Rahmen und sein inhaltliches Gewicht gibt. Denn die anderen Beiträge des Sammelwerks sind in ihren Ansatzpunkten und Argumentationslogiken letztlich zu disparat, um eine kohärente Diskussion des Kulturbegriffs zu ermöglichen. Zwar werden in dieser kulturtheoretischen »Elefantenrunde« durchaus dicke Bretter gebohrt; eine brauchbare Werkzeugkiste oder gar ein hochseetaugliches Boot entstehen daraus aber nicht. Siegfried J. Schmidt bearbeitet das Autologieproblem aller Kulturdefinitionen und -beschreibungen und konzipiert Kultur ganz allgemein als Ordnungsprogramm »der semantischen Kombination (bzw. Relationierung) von Kategorien und Differenzierungen, ihrer affektiven Gewichtung und moralischen Evaluation« (S. 23). Ihre Leistung liege demnach im Bereich der »Optionseröffnung und -schematisierung« (S. 23) – eine Feststellung, die ebenso richtig ist wie sie die Frage provoziert, was mit einem solchen Kulturbegriff gewonnen sein könnte. Der Berliner Philosoph Wolfgang Fritz Haug liefert da Konkreteres, indem er den Kulturbegriff an ein marxistisch fundiertes Verständnis von Praxis bindet und die genuine »kulturelle Unterscheidung« vom »Selbstzweckhandeln« (S. 50) her denkt. Aristoteles, Freud, Adorno und Marcuse werden hier zusammengeführt, um das »flüssige Moment des Kulturellen« als »kritischen Stachel« einerseits und als fortwährendes Glücksversprechen zu bestimmen (S. 51 f.). Virtuos zeigt Haug anhand von Paul Willis' klassi-

scher Studie »How Working Class Kids get Working Class Jobs« von 1977 sowie von Hans Holbeins Kaufmannsportrait von 1532 die Widersprüchlichkeiten der kulturellen Unterscheidung auf. Als nächster Großtheoretiker steigt Terry Eagleton in den Ring, irritiert an dieser Stelle allerdings mit reichlich sinnfreien Flapsigkeiten. Hier zwei Kostproben: »Hätte die Menschheit nur aus einem Personentypus bestanden – zum Beispiel schwule Chinesen, mit ein paar Hetero-Chinesen, um die Show am Laufen zu halten –, so wäre uns bestimmt eine enorme Menge an Durcheinander und Unheil erspart geblieben« (S. 65). Sinnvoll kommentieren kann man solche schrägen Behauptungen kaum noch. An anderer Stelle heißt es dann: »Was Menschen auch immer sein mögen, sie sind zunächst Naturstückchen, Materieklumpen. Das klingt vielleicht nicht sehr sexy, glamourös oder schmeichelhaft, aber es stimmt nun einmal« (S. 65). Eagleton schließt mit einer geradezu absurden Passage, in der die Menschheit als gescheitertes Experiment vorgestellt wird und der klassische Vordenker des modernen Kulturpessimismus zu seltsamen Ehren kommt: »Sieht man sich in der Welt um, so ist es nicht selbstverständlich, dass Schopenhauer sich geirrt hat« (S. 66).

Im nächsten Beitrag des Bandes rekapituliert John Storey in klarer Diktion und mit gut nachvollziehbaren Argumenten das Kulturverständnis der britischen Cultural Studies, wobei einschlägige Problemformulierungen von Raymond Williams im Zentrum stehen. Kultur erscheint hier als »System geteilter Bedeutungen« (S. 72), das immer auch Auseinandersetzungen und Kämpfe um Bedeutungen produziert. Wenn Kultur in diesem Sinne als Prozess der »Produktion, Zirkulation und Konsumtion von Bedeutungen« (S. 82) aufgefasst wird, dann unterstreicht das den wirklichkeitskonstituierenden Charakter von Kultur. Ulf Hannerz liefert anthropologische Notizen zum Kulturdiskurs in rezenten globalen Zukunftsszenarien und diagnostiziert hier einen »Kultursprech«, der mit geläufigen Wendungen wie »die Kultur des…« oder »eine …-Kultur« versucht, »etwas Allgegenwärtiges, tief Verwurzeltes, Dauerhaftes und eher Verschwommenes zu insinuieren« (S. 91). Hannerz macht demgegenüber aus anthropologischer Perspektive vier »Hauptrahmen« kultureller Prozesse aus, in denen sich Kultur als sozial organisierte Bedeutung konstituiert: der Staat, der Markt, soziale Bewegungen sowie die »Mit-Menschlichkeit« als die Ebene fundamentaler Sozialkontakte (S. 96). Der Klagenfurter Komparatist Peter V. Zima bestückt den Band mit einer subjekttheoretisch gestützten Abhandlung über spezifische Schwierig-

keiten interkultureller Transferprozesse in Spracherwerb und Wissenschaft; unter anderem wird dabei die gegenseitige Nichtbeachtung zwischen Niklas Luhmann und Pierre Bourdieu beleuchtet, was laut Zima zu einer »kritische[n] Erschütterung« (S. 108) beider Ansätze zugleich führen könne.

Ähnlich weit entfernt von einer Diskussion des Kulturkonzepts ist der Beitrag von Zimas Tübinger Fachkollegen Jürgen Wertheimer, der Ereignisse des »arabischen Frühlings« in Kairo, der ukrainischen Revolution in Kiew und der Proteste gegen die repressive Politik Erdogans in der Türkei unter Rückgriff auf die Raumfiguren der *agora* und der *arena* interpretiert. Die zentralen Schau-Plätze der genannten Protestbewegungen – Tahrir, Majdan, Taksim – werden als »Gesamtkunstwerke« gelesen, die den Protest gebündelt und in neue Formen von »Performance« überführt haben. Wolfgang Kaschuba präsentiert unter dem Titel »Lili Marleen in Shenzen« zahlreiche Beispiele und Überlegungen zu einem »neue[n] kulturelle[n] Repräsentationsparadigma« (S. 141), die mit einer interessanten Pointe zum Thema Kulturalismus überraschen: Hatte Kaschuba in den 1990er Jahren vor allem auf die Problemstellen und Gefahren einer kulturalistischen Perspektive auf Gesellschaft verwiesen, beschreibt er nunmehr die Gesellschaft selbst als prinzipiell »kulturalistisch verfasst« (S. 140), woraus er mit leichter Hand die Notwendigkeit einer praxistheoretischen Kultur- und Gesellschaftsanalyse ableitet. Auf diese Weise wird die Kulturalisierung der Gesellschaft gleichsam zum realhistorischen Prozess der späten Moderne erklärt; die Schlüsselfunktion der Kulturwissenschaften liegt hier auf der Hand. Angesichts der Ubiquität kultureller und kulturalistischer Repräsentationen in Lebenswelt und Wissenschaft sieht Kaschuba im Kulturbegriff weniger ein Problem als vielmehr eine fortwährende Herausforderung, und er beantwortet den Call for Papers der Innsbrucker Tagungsorganisatoren mit der auch ganz persönlich gemeinten Auskunft: »Nein, kein Unbehagen, nicht wirklich!« (S. 137)

Mehr Unbehagen findet sich wiederum in den beiden abschließenden Tagungsbeiträgen: In seinem Text über »(Kultur)kämpfe der Gegenwart« geht der Sozialanthropologe Chris Hann sehr konkret auf aktuelle Kulturalisierungsfiguren im Diskurs der PEGIDA-Bewegung und in der Diskussion um geopolitische Transformationen in der Gegenwart ein – ein erhellender Text auch deshalb, weil Hann als profilierter Kritiker des Kulturkonzepts eine kleine Geschichte seiner eigenen biographischen

Erfahrungen im Umgang mit »Kultur« beisteuert. Um Kulturalisierungsstrategien geht es auch in dem Beitrag von Iman Attia – diesmal aus rassismustheoretischer Perspektive sowie mit einem Fokus auf dem Islamdiskurs. Attia spricht von der »Entsorgung historischer, gesellschaftlicher und politischer Dimensionen« (S. 181) und zeichnet nach, wie »europäische Wertegemeinschaft« und »deutsche Leitkultur« politisch in Stellung gebracht werden, um angeblich fixierte kulturelle Differenzen zu »muslimischen« Migrant/innen glaubhaft zu machen. Die geläufige Konstruktion einer religiös grundierten »Kultur der Anderen« zeigt die aktuelle Macht kulturrassistischer Argumentationen.

Nach der Lektüre dieses Bandes, dessen Autorinnen und Autoren ihr »Unbehagen an der Kultur« teilweise sehr schroff ausformulieren, bleibt doch einiges offen. Wenn Wolfgang Kaschuba in seinem Essay »oft zu viele, zu beliebige, zu ausschweifende, zu widersprüchliche Kultur-Palaver« (S. 112) inner- wie außerhalb der Kulturwissenschaften konstatiert, dann bringt er damit auch ein Problem des Sammelbandes auf den Punkt: Auch das »Unbehagen an der Kultur« bietet eine verwirrende Fülle an »Kultur-Palaver« an, das nur schwer auf einen Nenner zu bringen ist. Man muss über einen intakten inneren Theorie-Kompass verfügen, um in diesem Wald nicht die Orientierung zu verlieren: Was war noch mal das Problem mit der »Kultur«? Nun wissen wir aus Kroebers und Kluckhohns 1952 vorgelegter kritischer Materialsammlung nur zu gut, wie unscharf und polyvalent der Kulturbegriff schon vor über 60 Jahren war[2] – und seither sind seine Implikationen und Problemzonen in ungezählten Debatten und Abhandlungen weiter diskutiert worden. Im Hinblick auf die Konzeption des vorliegenden, in seiner Reichhaltigkeit und Komplexität beeindruckenden Sammelbandes stellen sich daher vor allem zwei Fragen: Ist die neuerliche umfassende Grundsatzdiskussion über »Kultur« wirklich so notwendig, wie hier behauptet wird? Und ist es nicht schade, dass zwischen den zahlreichen elaborierten Problematisierungen zu selten gesagt wird, dass die empirischen Kulturwissenschaften doch über ein ausgezeichnet operationalisiertes Kulturkonzept verfügen? »Kultur« funktioniert in der wissenschaftlichen Praxis der Europäischen Ethnologie und ihrer Nachbardisziplinen nach wie vor als ein heuristischer Schlüssel zu einer Gesellschaftsanalyse, die ihre Stärken

2 Alfred L. Kroeber/Clyde Kluckhohn, Culture. A Critical Review of Concepts and Definitions. Cambridge 1952.

gerade daraus gewinnt, dass sie die spezifisch kulturellen Komplexe aus Praktiken, Bedeutungen, Repräsentationen und Expressionen aus einer akteurszentrierten Perspektive nachzeichnet. Dieses Kulturkonzept nun unbehaglich zu finden oder gar zu verabschieden, weil »Kultur« in Teilen des öffentlichen Diskurses ganz anders verwendet wird, würde bedeuten, das Kind mit dem Bade auszuschütten. Vielmehr ist mit einem etablierten praxeologischen Kulturbegriff immer wieder neu daran zu erinnern, dass Kultur ein dynamischer Schauplatz vielfältiger Praktiken und Aushandlungsprozesse ist.

Jens Wietschorke

Novák László Ferenc: A Három Város néprajza
(Volkskunde der drei Städte)
Debrecen: Debreceni Egyetem Néprajzi Tanszék
(Volkskundeinstitut der Universität Debrecen) 2015, 890 Seiten

---

Der Autor des vorliegenden umfangreichen Buches, László Ferenc Novák, ist ein profunder Kenner der Geschichte und der Volkskunde der »drei Städte«. Als ehemaliger Museumsdirektor in Nagykörös, nun im Ruhestand, kann er auf 43 Jahre intensiver Forschungsarbeiten und reichhaltige Publikationen zurückblicken, die sich zum großen Teil mit den »drei Städten« befassen. Nováks Herangehensweise an seinen Forschungsgegenstand ist durch die historische Volkskunde gekennzeichnet, d.h. deren enge Verknüpfung mit Wirtschaft, Gesellschaft und Kultur im jeweiligen geschichtlichem Wandel. Das bildet auch den roten Faden in seiner Untersuchung der Volkskunde der »drei Städte«.

Der Begriff »die drei Städte« geht auf das Mittelalter zurück. Damit sind die zwischen Donau und Theiß dicht nebeneinander liegenden Städte Cegléd, Nagykörös und Kecskemét gemeint. Sie erhielten ihre eingebürgerte Bezeichnung aufgrund der gemeinsamen Wirtschafts- und Gesellschaftsstruktur als Marktflecken (oppidum) auf der ungarischen Tiefebene und aufgrund der gemeinsamen historischen Herausforderungen und ihrer Eigenart, die ihre singuläre Erscheinung ausmacht. Diese Eigenart war wichtiges Kennzeichen der Gesellschaft in diesen drei

Städten, nämlich Autonomie, ein spezielles Steuersystem und die Privilegien.

Die Autonomie geht auf die Zeit zurück, als Ungarn im 16. und 17. Jahrhundert in drei Teile aufgespalten war: im Westen und Norden regierten die Habsburger, im Osten lag der Vasallenstaat – das Fürstentum Siebenbürgen –, und die Mitte des Landes, in keilförmiger Form, stand unter türkischer Besatzung. In diesem letzteren Gebiet lagen die drei Städte. Nachdem die königliche und die grundherrschaftliche Verwaltung nicht mehr präsent waren, entwickelte sich in diesen Städten eine bemerkenswerte Autonomie und Selbstverwaltung, praktisch verbunden mit dem Patronatsrecht. Die Magistrate dieser Städte konnten dies zum Teil auch deshalb realisieren, weil die drei Städte Hasgüter geworden waren, d.h. unmittelbar dem Sultan und dessen Schutz unterstanden, sodass sie von marodierenden Soldaten verschont blieben. Diese Autonomie wurde allerdings auf eine harte Probe gestellt, als nach der Befreiung von der Türkenherrschaft Ende des 17. Jahrhunderts die früheren Grundherren ihre alten Besitzrechte wieder einforderten, wenn zum Teil auch vergeblich.

Das Steuersystem war insofern eigenartig, als die Magistrate nicht nur dem Sultan sondern auch der ungarischen Komitatsverwaltung und den früheren Grundherren Steuern entrichteten, wenn auch den beiden letztgenannten nur geringfügig. Die Abgaben lieferten die Magistrate kollektiv für die Bürger ab, obwohl diese abhängige Leibeigene waren, die rein rechtlich gesehen ad personam ihre Abgaben hätten entrichten müssen. Auch die Kleinadligen, die vor den Türken aus den umliegenden Orten in die Städte geflohen waren, entrichteten unabhängig von ihrem privilegierten Stand Steuern an die Magistrate so wie alle anderen Bürger auch. Diese insgesamt wohlhabende Bevölkerungsschicht wird von der Forschung als »Bauernbürger« bezeichnet. Sie bildete den Grundpfeiler der drei Städte. Viele von ihnen haben den Adelstitel durch Kauf verliehen erhalten, aber trotzdem zahlten sie weiterhin ihre Steuern an den Magistrat.

Unter den Privilegien, die die drei Städte genossen, war das Marktrecht das wichtigste, weil es die Verwertung der Produktionsgüter garantierte. Kein Wunder, dass der Marktplatz im Zentrum dieser Städte platziert war zwischen Kirche und Rathaus. Denn diese drei waren die wichtigsten Kommunikationszentren.

Das Besondere an der Wirtschaft der drei Städte war im 16. und 17. Jahrhundert die absolute Dominanz der Vieh-, vornehmlich der Rinderzucht, und dementsprechend der Viehexport. Beide zusammen haben diesen Städten ihren Wohlstand eingebracht. Die externe Viehwirtschaft wurde auf den sogenannten Hutweiden betrieben, die nach der Verwüstung und Entvölkerung vieler kleiner Dörfer teilweise 50 bis 60 km weit von den Städten entfernt lagen. Diese Hutweiden bildeten die Lokalitäten für die später entstandenen einsamen Gehöfte, die ebenfalls zum Kennzeichen der drei Städte geworden sind. Ab dem 18. Jahrhundert löste der Getreideanbau die Viehwirtschaft ab. Dazu kam ab dem 19. Jahrhundert die Entwicklung einer intensiven Gemüse-, Obst- und Weinkultur, die ebenfalls für den Export produzierte und noch heute ein wichtiges Merkmal der drei Städte ist. Handwerk und Handel waren von Anfang an abhängig von den Erfordernissen der Wirtschaft. Die ersten Industrieanlagen waren daher auch verarbeitende Betriebe für die Garten-, Gemüse-, Obst- und Weinkultur.

Kultur- und Bildungseinrichtungen im 16. Jahrhundert gehen zurück auf den Wunsch nach einer gebildeten Schicht für die Verwaltung und für die Verwertung der Wirtschaftsprodukte. So entstanden Trivialschulen der drei Städte bereits im 16. Jahrhundert, diverse Volksschulen im 18. Jahrhundert und Fachschulen im 19. Jahrhundert. Ab Mitte des 19. Jahrhunderts wurden auch diverse Vereine gegründet für die Erfüllung gesellschaftlicher Bedürfnisse, aber auch für Weiterbildung der unteren Schichten. Nagykörös wurde z.B. als »Stadt der Vereine« bezeichnet. Trotz Bildung und Kultur fanden in den drei Städten dennoch zwischen 16. und 18. Jahrhundert diverse Hexenprozesse mit tödlichem Ausgang statt.

Elemente der Volkskultur – wie Brauchtum, kalendarische vergnügliche Feste und Volksreligiosität, d.h. Herzstück der Folkore – sind hauptsächlich unter den später zugezogenen unteren Bevölkerungsschichten zu finden, die überwiegend römisch-katholisch waren. Im 16. und 17. Jahrhundert dominierte dagegen in den drei Städten der reformierte Glaube, und er behielt seine zentrale Stellung bis heute noch in Nagykörös. Die reformierte Kirche war von ihrer Theologie her aus moralisch-ethischen Gründen gegen jeglichen »Aberglauben«. Das ist der Grund für den zurückhaltenden Umgang mit der Volkskultur in diesen Städten. Auf der anderen Seite stärkte die reformierte Kirche durch ihre juristisch formulierte Idee der Autonomie von unten her, mit einer absolut flachen Hierarchie, die Bestrebungen der drei Städte nach Selbstverwaltung. In dieser

Epoche der türkischen Besatzung war die römisch-katholische Kirche, abgesehen von den Franziskanern, nicht mehr präsent. Dass die Reformierten in den drei Städten eigentlich der bäuerlichen Bevölkerungsschicht angehörten, ist eine singuläre Erscheinung in der europäischen Reformationsgeschichte, da die Reformierten im übrigen Europa eher der gebildeten Bürgerschicht der Städte zuzuordnen waren.

Zusammenfassend lässt sich sagen, dass Nováks gründliche Monographie einen abgeschlossenen Zustand schildert, der durch die gewaltsame Kollektivisierung der Landwirtschaft nach den 50er Jahren des vorigen Jahrhunderts zu Grabe getragen wurde. Ein großer Wert des Buches ist, dass die Erinnerungskultur durch eine umfangreiche archivalische Dokumentation und reichhaltige Illustrationen eine plastische Lebendigkeit erfahren hat. Das Buch ist wahrlich ein im positiven Sinn in Buchstaben gegossenes Museum. Ein anderer besonders hervorzuhebender Vorzug der Monographie besteht darin, dass die speziell volkskundlichen Elemente nicht separat dargestellt werden, sondern in engem Zusammenhang mit ihrer Handhabung und Verwendung im wirtschaftlichen, gesellschaftlichen und kulturellen Bereich.

Die des Ungarischen nicht kundigen Interessenten werden über Inhalt und Darstellung ausführlich informiert durch eine 13 Seiten umfassende englischsprachige Zusammenfassung.

Balázs Németh

Rodney Harrison: Heritage

Critical Approaches. London, New York: Routledge 2013, 268 Seiten, zahlreiche Abb.

Der als Archäologe in Australien ausgebildete Rodney Harrison zeichnet nach, in welcher Weise »Heritage« als kulturelles Erbe unter dem Einfluss der Welterbekonvention der UNESCO klassifiziert und wahrgenommen wird und in welcher Form zeitgenössische globale Gesellschaften dieses Erbe verwalten. Es ist ein Erbe-Konzept, das von Bauwerken bis in die regionalen Küchen reicht, das Volkslieder ebenso wie persönliche Gebrauchsgegenstände einschließen kann. Das so globalisierte

Phänomen »Heritage« umfasst materielle wie auch immaterielle Güter und hat – darauf ist ein Augenmerk des Autors gerichtet – eine ausgedehnte Industrie im Gefolge, die sich weiter entwickelt (und Arbeitsplatz für Europäische EthnologInnen sein kann).

Zugleich bietet Harrison eine Art Werkzeugkasten der Konzepte an, der als Anleitung zum Studium dieser Phänomene nützlich sein will. Der im Untertitel angekündigte kritische Zugang soll, darauf basierend, zugleich Modelle für dialogische und demokratische Entscheidungsprozesse aufzeigen. Harrison geht es um die höchst komplexe Funktion dieser Art von Erbe in modernen Gesellschaften. Sie stellt er in einen weitgefassten theoretischen Zusammenhang und diskutiert sie mit einem Akzent auf jene Veränderungen, die sich mit der Globalisierung des Erbe-Gedankens in den letzten zwanzig Jahren ausgebildet haben. Sie betreffen vor allem die Masse, wenn nicht Überfluss, der in Frage stehenden Gegenstände und Themen und ihre Verbindung zur Erinnerungskultur unserer Gesellschaften.

Harrison benutzt die Bezeichnung »official heritage«, um jene Erbteile zu charakterisieren, die von den Staaten und offiziellen Institutionen autorisiert sind und damit als anerkannt gelten. Ihre Merkmale sind in der Gesetzgebung oder auf nationalen oder internationalen Listen in einer Art Charta festgehalten. Diese operationale Definition trennt Gebäude, Landschaften etc. von den alltäglichen Dingen und verlangt ihre Bewahrung aus definierten ästhetischen, historischen, sozialen etc. Qualitäten. Es sind – wie etwa Nelson Mandelas Zelle auf Robben Island – Orte und deren Objektfundus, die eine breite europäisch-amerikanische Bewegung seit dem 19. Jahrhundert neu definiert, eine Bewegung, die nach dem Zweiten Weltkrieg in Nordamerika, dem Vereinigten Königreich und Westeuropa an Dynamik gewann. Schon die Vorgeschichte des Erbe-Konzeptes zeigt diese Sichtweise als eine dezidiert westliche, euro-amerikanisch zentrierte. Denkbare Bewegungen anders strukturierter und begründeter Wahrnehmung des Erbes in Ländern der einstigen Dritte Welt werden nur genannt, wenn sie diesem Muster folgen. Das zeigt auch Harrisons Literaturliste, die ausschließlich Texte aufführt, die in englischer Sprache erreichbar sind. Er begründet dies vernünftig mit seiner detaillierten Kenntnis dieser »englischen« Regionen. Das muss kein Manko sein, denn diese Begrenzung erlaubt auch Schlüsse auf deren Besonderheiten.

Am Beispiel von Stonehenge zeigt Harrison neben der Unterschutzstellung und legislativen Einbindung von 1986 die Nutzung und Inbesitznahme von Druiden-Gruppen und Neopaganen, die dort (»unofficial heritage«) die Winter- und Sommersonnwende erleben wollen: Sie kehren die ursprünglich rein archäologische Bedeutung um, und neben dem »offiziellen« Teil entstehen neue Deutungen, Kulte, die einen »inoffiziellen«, etwa keltomanen Gebrauch generieren, den die Behörden meist tolerieren, aber dennoch wohl beobachten. Die Externsteine in Deutschland oder die weniger auffälligen »heiligen Steine« (etwa in Mitterretzbach im Weinviertel) wären analoge Beispiele solcher überschießender Nutzungen.

Dem Autor kommt es darauf an, anhand einer klaren Gliederung möglichst alle Aspekte des Themas auszuleuchten. Er tut dies anhand von Materialien, die von den australischen Aborigines bis zu den Debatten um den Bahnhof der New Yorker Penn-Station im Jahre 1963 reichen. Das macht – neben der gebotenen Übersicht – den Reiz für hiesige Leser aus. Seine Beispiele aus der anglophonen Literatur und deren Debatten zeigen, wie eine Handvoll Spezialisten klären, was für ein Land und dann sogar die Welt als Erbe zu gelten habe.

Harrison, der selbst auf der Produzentenseite von Heritage aktiv war, reflektiert seine Tätigkeit während der letzten fünfzehn Jahre, in denen er danach mit dem Projekt »Understanding Global Heritage« beschäftigt war, und lässt in seiner Textsammlung die Leser an diesem Prozess teilnehmen. Dazu gehören Themen wie ökonomische Aspekte der touristischen Verwertung und Konsumption, der Wertschöpfung und des kulturellen Eigentums, die Frage nach der Materialität des Feldes und seine Erweiterung zum (nicht immer trennscharfen) immateriellen Kulturerbe und die Geschichte der Markierung bis hin zum Einfluss des Kulturerbe-Regimes durch die UNESCO, das in Wien wie in Dresden städtebauliche Entscheidungen beeinflusst hat und öffentlich wahrgenommen wurde.

Barbara Kirshenblatt-Gimblett hat in ihrer Keynote auf dem SIEF-Kongress 2004 in Marseille einen Text »From Ethnology to Heritage« vorgelegt. Damit war ein Akzent formuliert und mit dieser Verschiebung eine Richtung skizziert, die sich in unserem Fach als Tendenz abzeichnet und die, so scheint es, einen neuen Teil seiner nachweisbaren Nützlichkeit auszumachen scheint. Ohne das an die große Glocke zu hängen, sind fast alle, auch sehr prominente Kolleginnen und Kollegen in Österreich

und Deutschland in Tätigkeiten rund um die Idee des Welterbes verwickelt, wie es die UNESCO in die Welt gesetzt hat. In den Gremien für das immaterielle Kulturerbe sitzt – zumindestens in Deutschland – alles, was im Fach Rang und Namen hatte und hat. Auch in Österreich haben fast alle mittlerweile aus Überzeugung wie aus Gefälligkeit (und vielleicht manchmal mit Bauchgrimmen) das eine oder das andere Gutachten zum immateriellen Kulturerbe geschrieben.

Die in Barbara Kirshenblatts Text angesprochene Verlagerung von der Ethnologie zur Erbekultur(-Forschung?) scheint als Tendenz und Weg nicht nur einer der Museen zu sein. Vielmehr scheinen sich Heritage und die damit verbundene Erinnerungskultur mittlerweile zu einem zentralen Tätigkeitsfeld der Europäischen Ethnologie entwickelt zu haben. Heritage beschäftigt sich nicht mit dem gewöhnlichen Alltag, sondern mit einem Ausschnitt, der als Erbe deklariert wird, und dessen Funktion in der Gegenwart. Der große und eindrucksvolle Kongress des Österreichischen Fachverbandes in Innsbruck »*Erb.gut? Kulturelles Erbe in Wissenschaft und Gesellschaft*« im Jahre 2007 war der gewandelten Bedeutung dieses Ausschnitts und seiner Verästelung in die verschiedenen Fragestellung nachgegangen. Sprachlich hatte der kroatische Museologe Tomislav Šola bereits in den 1990er Jahren den Begriff »Heritology« geprägt und damit Studiengängen in Kroatien und in Tschechien einen Namen gegeben. Rodney Harrison ist also nicht allein. Markus Tauschek hat in seiner Dissertation (2010), die sich mit dem Herausarbeiten dieser Mechanismen beim Karneval in Binche (Belgien) beschäftigte und mit dem Handbuch »Kulturerbe« Texte vorgelegt, die eine Zuständigkeit der Europäischen Ethnologie dokumentieren. Dass dieses Buch nun schon in der 2. Auflage erschienen ist, mag ein Hinweis darauf sein, dass die Fragen des Umgangs mit den als Erbe deklarierten Feldern in den Kulturwissenschaften »quer« liegen und die Europäische Ethnologie kein Monopol darauf beanspruchen kann. Das zeigt auch die das Thema ein- und umkreisende Textsammlung Harrisons dort, wo sie sich mit den Nutzungen ethnologischer Merkmale befasst, aber diese in einen weiteren Kreis einordnet.

Konrad Köstlin

Geoff Stahl (Hg.): Poor But Sexy. Reflections on Berlin Scenes
Bern u.a.: Peter Lang Verlag 2014, 225 Seiten

Der kanadische Kommunikationswissenschaftler Geoff Stahl hat mit »Poor But Sexy« einen herausragenden Sammelband zum Themenkomplex urbane Szenen vorgelegt. Am Beispiel Berlin nähern sich Fallstudien zu Russendisko, Queer-Clubbing, Berliner Underground Parties, Design Professionals, der Rolle neuer Technologien und virtueller Netzwerke, alternativen FilmemacherInnen, Techno- und Rave-Events oder dem CTM Festival dem Szenekonzept; die AutorInnen kommen aus der Kulturwissenschaft, Europäischen Ethnologie, Musikwissenschaft, Soziologie, Stadtforschung oder den Popular Music Studies.

Das Szenekonzept, das hier im Mittelpunkt steht, wurde vor allem zur Abgrenzung von Subkulturen im Popdiskurs genutzt und soll Veränderungen in der Gegenwart deutlich machen. Das besondere an *Poor But Sexy* ist die kritische Perspektive auf Szenen in Berlin, welche der Herausgeber und die meisten AutorInnen einnehmen. Diese ist bei den jüngeren Veröffentlichungen, welche Kunstschaffen und Pop-Kultur in Berlin journalistisch oder akademisch in den Blick nehmen, selten der Fall, was zu einer ambivalenten Stilisierung und Positionierung Berlins seit dem Fall der Mauer geführt hat. Dass einige der AutorInnen nur temporär in Berlin gelebt haben, tut dem Buch gut, da es der ›Betriebsblindheit‹ entgegenwirkt und hier zum Hinterfragen von Alltäglichem führt. So war etwa Stahl selbst zunächst für ein Fellowship von 2003 bis 2005 in Berlin und weitere Aufenthalte zwischen 2012 und 2014 ermöglichten ihm einen langjährigen Überblick zu den dortigen Entwicklungen.

Die Einleitung des Herausgebers weist bereits die diskursive Richtung, in welcher der Band argumentiert. Auch wenn Definitionen von Szenen vage und problematisch bleiben wie die Gemeinschaften selber, bringen situative Beschreibungen die LeserInnen dafür nahe an den Gegenstand und ermöglichen so eine differenzierte Betrachtung urbaner Verhältnisse, weshalb das Szenekonzept für Stahl nutzbringend bleibt: »The scene […] is more than just a subculture, another urban social Form, for its borders are much more porous and its social makeup not marked by the kind of uniforms usually associated with subcultures«. (S. 15) Szenen sind virulente soziale Formen der Gegenwart, wo einiges geheim, aber wenig »sub« ist.

Die Transformationsprozesse in Berlin seit dem Fall der Mauer sind in Europa laut Stahl einzigartig in ihren Ausmaßen, und die ›kreativen‹ Szenen sind hyperaktive MitgestalterInnen. Die Reaffirmation von Berlins Status als kulturelle Hochburg, einem *Promised Land* für KünstlerInnen, Kulturschaffende und UnternehmerInnen in der Vergnügungsbranche, hat seit dem Fall der Mauer zu einer anhaltenden Goldgräberstimmung geführt. Das kreative Versprechen deutet Stahl als »complicated appeal that is bound up in a reputation spread through word of mouth, artistic and social networks, urban ›boosterism‹ campaigns, the proliferation of cultural policies, numerous creative funding bodies and academic institutions, urban planning directives, and attractive investment opportunities«. (S. 8) Selbstredend gibt es hier individuelle Erfolgsgeschichten, doch der große Geldsegen für die Allgemeinheit ist ausgeblieben, wie der Titel des Buches bereits andeutet, der auf Klaus Wowereits bekannte Charakterisierung Berlins zurückgeht. Berlins Nimbus gleicht einer Beschwörung, denn Berlin bleibt laut Stahl »a city always imagined, promised, yet forever unrealised«. (ebd.) Den Fakten zum Trotz überlagert dieses imaginierte Berlin das reale. Der Mythos Berlin entwickelte eine Eigendynamik, welche sich auch in der materiellen Form der Stadt niedergeschlagen hat: Neubauten von Bürogebäuden und Neueröffnungen von Bars und Restaurants gehören zum Alltäglichen.

Perpetuiert wurden diese Eigendynamiken durch Kampagnen des Berliner Senats wie *Be Berlin*. Laut Stahl umfasst diese Aufforderung konkrete Erwartungen an die Bürger: »The labour of selling Berlin, of being branded a Berliner and bearing the brand of Berlin, of taking the onus of promoting and celebrating its civic assets«. (S. 10) Die komplexen historischen Schichten und die weiterhin unstabile Wirtschaft verdeutlichen für Stahl zum einen die Widerstandfähigkeit des kulturellen Lebens, aber andererseits auch »the many dilemmas and paradoxes that shape the dream«. (S. 9) Berlin steht für das Streben nach einem kreativen Leben(sstil) in einer Weltstadt. Faktisch ist Berlin aber keine Weltstadt; was ökonomisch nicht zu realisieren war, wird nun auf kultureller Ebene angestrebt; dabei versucht man mit dem Fall der Mauer direkt an kulturelle Blütezeiten des frühen 20. Jahrhunderts anzuknüpfen. So hat die Parole ›Berlin Sein‹ vor allem ideologische Implikationen, denn die Geschichte des Zweiten Weltkriegs wird dadurch zusehends ausgeklammert. Während es in Bereichen wie Tourismus, Nachtleben oder Medien zwar ein immenses Wachstum gab, bleiben die verbleibenden Bereiche

davon unberührt, weshalb Stahl zu dem Schluss kommt: »to be Berlin remains haunted by potential rather then realisation, still encumbered by becoming and not yet being.«

Dies hat vor allem mit den prekären Arbeitsbedingungen in urbanen Kontexten und speziell in Berlin zu tun, denn staatliche Förderungen und Absicherungen für Institutionen und Individuen werden gleichermaßen fortschreitend abgebaut, Niedriglöhne bleiben die Regel. Auch wenn dies ein Allgemeinplatz der Gegenwart sein mag, so wird dies in Berlin von einer euphorischen Aufbruchsstimmung begleitet, von einer Aufforderung, die eigenen kreativen Potentiale zu aktivieren und die Stadt als Möglichkeitsraum voll auszuschöpfen. Am stärksten spiegelt sich dieser Umstand im Berliner Nachtleben, weshalb sich die meisten der Artikel konkret mit diesem Feld beschäftigen, die verbleibenden Beiträge zur Musikwirtschaft, Filmszene und Designszene sind ebenso damit verflochten. In einer Stadt, wo Arbeit und Leben fließend in einander übergehen, wo das Private öffentlich wird, wo Eröffnungen und Konzerte zum Beruf gehören und den Arbeitsplatz in den öffentlichen Raum erweitern, ergeben sich naturgemäß auch für viele AkteurInnen der sogenannten kreativen Szene neue Auftrags- und Projektmöglichkeiten in den nebulösen Räumen des Nachtlebens – Veränderungen, die auch die Methoden der ethnografischen Forschung herausfordern. (S. dazu bspw. Klaus Schönberger: Methodische Entgrenzungen. Ethnografische Herausforderungen entgrenzter Arbeit. 2005/2013).

Die Schattenseiten vertieft vor allem Enis Oktay im letzten Beitrag des Bandes: *Welcome to Europe's Nightlife Capital*. In Berlin sind laut Oktay ein Fünftel aller BerlinerInnen mit der kreativen Branche verbunden und diese erwirtschaftet das zweithöchste Bruttoinlandsprodukt nach der Tourismusbranche, wobei das Nachtleben für beide Bereiche zentral ist. Hinzu kommen die vielen StudentInnen, welche ebenfalls potenzielle Kunden der Vergnügungswirtschaft sind. So sind Prenzlauer Berg, Friedrichshain, Mitte, Neukölln oder Kreuzberg dicht mit Cafés, Bars und Restaurants gepflastert: »Paradoxical for an economy which is supposedly in recession, most of these commercial establishment are full both during the week and on the weekend, both during the day and at night«. (S. 216) Dies hängt nicht nur mit flexibleren Arbeitszeiten in der Kreativbranche zusammen, sondern auch damit, dass informelle Meetings Teil der Arbeit sind. Ebenso liefert der Club- oder Festivalbesuch optimale Gelegenheiten zum Networken und Austausch in ausgelassener

Atmosphäre. Was Oktay Sorge bereitet, ist die Losgelöstheit der ProtagonistInnen von dem, was jenseits ihrer kreativen Sphäre passiert, was seiner Meinung nach eine Apolitisierung zur Folge hat. So sind Veranstaltungen mit kritischen Inhalten in Kunst und Kultur allgegenwärtig, jedoch scheint der Besuch solcher Veranstaltungen eher dazu beizutragen, am Image zu basteln – kritisches Selbstverständnis wird ästhetisiert, da man scheinbar nichts weiter tun muss, als ›dabei zu sein‹. Laut Oktay konstituiert sich ein großer Anteil der Berliner Bevölkerung aus privilegierten und gebildeten MigranntInnen, »the hip and cosmopolitan urbanities, who create the exceptional state of perpetual party which seems to characterise Berlin nowadays. Critical theory is increasingly utilised by the ›hipoisie‹ to define and legitimate its lifestyle of hedonistic excess, to market the products of its labour as ›works of art‹, and to give itself the air of nonconformity and political dissidence«. (Oktay, S. 219).

Für Oktay reicht das Szene-Konzept hier nicht tief genug, weshalb er den Begriff Neo-Tribes verwendet, welches ebenfalls in Zuge der Kritik am Subkulturkonzept aufkam und vor allem für Szenen im Kontext von elektronischer Musik/Club Culture und digitaler Technologie Verwendung findet; er versteht das Konzept wie folgt: »[T]hese hedonistic neotribes come into existence situationally with the main purpose of having fun and celebrating their privileged existence (in the first world) while preferably taking steps (networking) at the same time towards capital accumulation. By and large, the current versions of Berlin's (in)famous club scenes seem to be, in their drug induced euphoria, busier with celebrating, glorifying, and justifying their fashionably aestheticized and glamorously ›alternative‹ existence than looking beyond their immediate surroundings and intimate circles« (ebd.).

In der Debatte um zeitgemäßere Begriffe für das, was man in den Cultural Studies et al. mit Subkulturen beschrieben hat, liefern Kira Kosnick, David Emil Wickeström, Carlo Nardi, Christoph Jacke, Sandra Passaro, Anja Schwanenhäußer, Bastian Lange, Ger Zielinski, Beate Peter, Enis Oktay und Geoff Stahl dichte Beschreibungen, wichtige Fakten, neue Interpretationen oder messerscharfe Analysen von Berliner Szenen. Unter Stahls gekonnter »Kuration« zeichnen die AutorInnen ein facettenreiches, komplexes und beunruhigendes Bild der Großstadt im 21. Jahrhundert. Ein wichtiges Buch für Lehre und Forschung.

Bianca Ludewig